



Diakonie in Pommern seit 1945

Vortrag während der 1. Studienwoche im Studententjahr
1984/85 an der Sektion Theologie Greifswald (18.9.1984)

Verfasst von

Friedrich Bartels.

Vorsteher des PDVZ von 1976 - 1998

14./15. September 1945 Entscheidende Gespräche

1. Zunächst möchte ich Ihnen danken, dass Sie bereit sind, mir als Vertreter von Herrn LPfr. Hildebrand zuhören zu wollen. Er hätte, wenn er nicht verhindert wäre, gerne diese Aufgabe wahrgenommen, als einer, der etwa die Hälfte der seit 1945 vergangenen Zeit das Diakonische Werk unserer Landeskirche leitet.

Meine Kompetenz besteht darin, dass ich den diakonischen Auftrag unserer Kirche an verantwortlicher Stelle wahrnehme und vertrete und dass ich – aus einem pommerschen Pfarrhaus stammend – Personen, Ereignisse und Entwicklungen kennengelernt habe, von denen im folgenden zu reden sein wird, unter dem von Ihnen genannten Thema: „Zur Geschichte der Inneren Mission und Diakonie in der Landeskirche Greifswald seit 1945“.

2. 1945, am Nullpunkt unserer jüngeren Geschichte, war ich als 9 jähriger Junge in der Lage, Elend, Angst, Entwurzelung, Leid und Schuldverstrickung vieler Menschen in meiner Umwelt wahrzunehmen und zu begreifen.

Natürlich kann ich einzelne, einprägsame Erlebnisse erst im Nachhinein als Grundmuster diakonischen Handelns einordnen:

- Dass mit dem Teilen von Mahlzeiten, Kleidung und Wohnraum große Hilf- und Ratlosigkeit überwunden werden kann und im Teilen spürbar und anhaltend ein anderer Reichtum wächst.
- Dass Bereiche mit trauernden Menschen mit dem Singen von Weihnachtsliedern und der Vermittlung menschlicher Nähe mehr bedeutet als irgendein materielles Geschenk.
- Dass Familie und Gemeinde als nächster Lebensraum durchaus selbstverständliches, ja eigentliches diakonisches Handlungsfeld sind, wenn Altersheim oder Krankenhaus kaum in Anspruch zu nehmen sind und
- Wie andererseits bestimmte Nöte nur noch durch ausgebildete Schwestern und Pfleger also Pflegestationen durch institutionalisierte Diakonie aufgefangen werden können.
- Oder wenn wir an einem Sonntagnachmittag zum Gottesdienst auf ein kleines Dorf kamen und erst einmal einen alten Mann, der als Flüchtling heimatlos und ohne jeden Angehörigen gestorben war, seit Tagen in einer Waschküche lag und nicht nur die Liturgie der Bestattung erforderlich war, sondern eben das 7. Werk der Barmherzigkeit, Tote zu begraben.
- Oder dass einer, der Leute mit aufgeschnittenen Pulsadern findet, ihnen auf dem Weg zurück ins Leben mehr geben muss als Pflege und Versorgung.

An den Nullpunkten eines Menschen oder einer Gruppe von Menschen wird diakonisches Handeln des Christen oder der Kirche immer wieder not – wendend. Und in der Verbindung von heilendem Handeln und helfendem Wort lebensrettend und lebenseröffnend.

3. Ich möchte Ihnen zu dem, wie ich selbst die besondere Herausforderung an die diakonische Verantwortung beim Zusammenbruch des 3. Reiches erlebt habe, einige ausgewählte Zahlen geben (nach Beyreuther „Geschichte der Diakonie“ Christl. Zeitschrift Verlag Berlin 1983 und Hans Wulf „Fundamente der Diakonie CZV Berlin 1968). Ich gestehe, dass ich solche Zahlen nur mit Zögern nenne, weil einerseits selbst so erdrückende Zahlen zur Erkenntnisbildung oder gar zur Verhaltensveränderung weniger austragen als Kenntnis- und Teilnahme an einem einzelnen persönlichem Schicksal und weil andererseits die Zahlen, die nur von Deutschland und von unserer Greifswalder Landeskirche genannt werden, nicht ohne den Kontext der Zahlen beurteilt werden dürfen, die die Verluste und Verheerungen in den vielen anderen Ländern Europas beschreiben. Und weil rehlighlich solche Zahlen eigener Notstände und Opfer missbraucht werden können. Rechtfertigung oder Entschuldigung einer selbstverschuldeten äußeren und inneren Katastrophe unseres Volkes, an die auch die Kirche und die Christen schuldhaft verstrickt waren.

Jedoch ist trotz solcher Bedenken die Entwicklung der Diakonie seit 1945 nicht darzustellen, ohne die Ausgangssituation bei Kriegsende zu beschreiben:

- 12 Millionen Flüchtlinge, 2,1 Millionen gingen unterwegs in die damaligen 4 Besatzungszonen zugrunde
- 20 % aller Wohnungen zerstört, in Städten 50 – 70 %
- 1946/47 pro Person 1 Zentner Kohle
- jeder 2. Deutsche nichte Angehörige
- von 15 Millionen deutschen Kindern waren in den ersten beiden Nachkriegsjahren 12 Millionen als unterernährt gemeldet

Im Vergleich zu unserem heutigen Lohnstandard lässt immer wieder beschämt unsere häufige Unzufriedenheit und Undankbarkeit bewusst werden und macht zugleich denklich welche ungeheuren Probleme vor den Besatzungsmächten und den deutschen Verwaltungsbehörden standen und warum die ältere Aufbaugeneration mit Recht stolz auf den zurückgelegten Weg blickt.

4. Für die Greifswalder Landeskirche belegen folgende Zahlen die besonders schwere Betroffenheit:

- der größte Teil der ehemaligen Pommerschen Kirche – und zwar der geistlich

lebendige Teil war an die VR Polen gefallen – 2/3 des Territoriums

- hunderttausende Menschen aus ehem. Pommerschen Gemeinden kamen in das vorpommersche Gebiet der späteren Greifswalder Landeskirche
- alle späteren Anstalten, Krankenhäuser, Diakonissen waren verloren (80 % der Betten) im Gebiet der heutigen Landeskirche
- Odebrechtstiftung beschlagnahmt
- Schwesternheimathäuser (Heime wie Kransberg, Arndtheim, Göhren) Lazarette, Züssow nicht, auch andere kleinere nicht
- Der größte Teil der früheren Mitarbeiter sind gefallen, gefangen genommen oder umgekommen
- Unter den Heimatlosen und Henden waren die Behinderten und Alten am schlimmsten dran, Reste von Heimen aus ehem. Hinterpommern wurden von Front und Kriegsende auf unserem Territorium eingeholt

Wie nach dem 30-jährigen Krieg: „Pommernland ist abgebrannt“. Eine Not, die staatliche und kirchliche Verantwortungsträger auf allen Ebenen zum Handeln – und zwar oft zum gemeinsamen Handeln aufrief. Hier hat über Kaufmannsgrenzen und Weltanschauungsgegensätze hinweg ein Lern- und Erfolgsprozess stattgefunden, der durch einige Entwicklungen in den 50er Jahren zwar imitiert und zeitweise gestört wurde, als Ganzes aber bis heute nichts am geblieben ist in einem sachbetonten und wechselseitig aufgeschlossenem Verhältnis zwischen kirchlicher Diakonie und staatl. Gesundheits- und Sozialwesen. In der Geschichte der Diakonie unserer Landeskirche seit 1945 meine ich 2 Abschnitte zu entdecken:

- 1. Die Aufbauphase 1945 – 1960
- 2. Die Kampliederungsphase ab 1960

5. Die 1. Phase diakonischen Handelns nach 1945 ist gekennzeichnet durch die Tatsache, dass in 3 Strängen selbständig – aber sich vielfach berührend und durchdringend – Diakonie geschah:

5.1. Diakonie in den Gemeinden, ausgehend von Einzelpersonlichkeiten und kleinen Gruppen spontan den oft plötzlich vor der Tür liegenden Problemen beegend. Viele Pfarrhäuser wurden zu diakonischen Zentren. Vordergründig als ungeeignet erscheinende Menschen nahmen sich der Nöte der zu ihnen kommenden Menschen an und bewältigten riesige Probleme: Beschaffung und Einrichtung von Häusern – oft bestehende Gutshäuser – Nahrung, Medikamente, Dokumente, Genehmigungen. Diakonissen stehen nur vor Augen und Pfarrwitwen, die Kinderheime oder Kranke auf ihrem Transport begleitet oder gesammelt hatten und nun in einer Gemeinde eine Heimstatt einrichteten, oft nur als vorübergehende Unterkunft gedacht.

So begann 1945 auch die diakonische Arbeit in Züssow und in den umliegenden Dörfern Karlsburg, Wrangelsburg, Ranzin, auch in Penzin. Nicht überall wurde daraus eine ständige diakonische Arbeit wie in Züssow, manchmal wurden die Aufgaben an andere kirchliche oder an staatliche Träger übergeben – oder sie waren mit den sich verbessernden und verändernden Verhältnissen überwunden. Ich denke dabei besonders an Kinderheime.

Züssow ist – trotz der späteren Entwicklung zur Anstaltsdiakonie – bis heute ein sprechendes Zeugnis solcher Gemeindediakonie, die Initiative eines Gemeindepfarrers – Walthar Liesenhoff – 1945 37jährig, die Hilfsbereitschaft der Einwohner, der Einsatz einer zunächst sehr kleinen Trägergruppe von Diakonen, die sich um den späteren Brüderältesten Gottfried Janczik sammelten – das waren die positiven Kräfte, die gegen eine Flut von Nöten und Aufgaben standen. Die Entwicklung dieser Arbeit in Züssow ist von Günter Ott aufgearbeitet worden, zunächst im Amtsblatt Greifswald 1970 S. 82-94, später kurzfassend in dem Buch „Züssow“ vom lebendigen Wort zur helfenden Tat. (An den Aufbau der diakonischen Arbeit in Züssow und der Entwicklung zu den ZDA ist bis heute bemerkenswert, dass die Kirchengemeinde der Rechts-träger ist und dass eine Anstaltsneugründung von solchem Ausmaß im gesamten Bereich der sozialist. Länder einmalig ist.

5.2. Diese Form – nicht immer so ausgeprägt aber auch nicht nur in Züssow- sondern auch in vielen Dörfern und Städten konnte sich über die unmittelbare Initiativphase in den ersten Monaten nach Kriegsende nur halten und weiterentwickeln, weil es gleichzeitig von der Gesamtkirche her eine neue große zusammenfassende diakonische Aktivität gab: Das Hilfswerk der Gr. Kirche in Deutschland. Dies ist aber eine Endgestalt, die bei Beginn der diakonischen Arbeit in Züssow und Umgebung nicht geplant war und nicht für möglich gehalten war. Ausgangspunkt war die akute Not, auf deren Ausmaß in der kleinen Dorfgemeinde niemand vorbereitet war.

Es hat nur wenige Jahre als selbständige kirchlich-diakonische Institution existiert (von 1945-1957) in unserer Landeskirche bis 1969 rechtlich, aber schon vorher faktisch im Diakonischen Werk aufgegangen.

Die bisherigen Träger der Liebestätigkeit in den Gr. Kirchen waren seit Wochen (Mitte des 19.Jh.) die Vereine und Heime der „Inneren Mission“ gewesen, neben den Kirchen entstanden, als diese nicht bereit waren, sich als Gesamtkirche der sozialen Nöte anzunehmen. Dem Massenelend der Nachkriegszeit waren diese bisherigen Träger allein in keiner Weise gewachsen, zumal in unserer Landeskirche, die – wie oben ausgeführt – die meisten Zentren der IM verloren hatte. Es war deutlich, dass eine andere, übergreifende Form der Hilfs- und Liebestätigkeit eingerichtet werden musste. Erste Überlegungen für ein solches Hilfswerk waren schon in den letzten Kriegsjahren angestellt worden, als deutlich wurde, dass Deutschland den Krieg verlieren würde. Außer in Deutschland selbst wurden in den Kirchen Schwedens und der Schweiz, in der ökumen. Zentrale in Genf und in den lutherischen Kirchen der USA solche Vorplanungen für eine große Hilfsaktion überlegt.

Für deutsche Staatsangehörige bedeuteten derartige Überlegungen bis zum Kriegsende „Hochverrat“. Eugen Gerstenmeier, eine nicht unumstrittene Persönlichkeit, war maßgeblich an Vorbereitungen und Errichtung des Evangelischen Hilfswerks beteiligt. 1945 aus dem Zuchthaus Bayreuth befreit (er war im Zusammenhang mit dem 20. Juli 1944 verhaftet worden), wurde er durch die Konferenz der Bischöfe im August 1945 – Treysa zum Leiter des Hilfswerks gewählt. Für den Bereich „Ost“ wurde Propst Heinrich Gunler beauftragt, der wegen seiner Unterstützung von Juden während des Nationalsozialismus auch im Ausland ein hohes Ansehen genoss (er war später der Verbindungsmann der Kirche zur Regierung der DDR).

Das Hilfswerk war angelegt einerseits als Selbsthilfswerk der Christen in Deutschland zu sammeln und zu teilen, andererseits als Organisation zur Beschaffung und Verteilung von Nahrung und Kleidung aus ökumen. Spenden. Die Geschichte des Hilfswerks wird sich einmal als ein abenteuerliches, bewegendes Zeugnis lesen gemeinsamer Liebestätigkeit

- von ehemals verfeindeter Nationen
- von gemeinsamer Verteilung durch Pfarrer und Bürgermeister
- von Unterstützung und Hilfe über Grenzen der Kirchenzugehörigkeit hinweg.

Fässer mit Salzheringen und Säcke voll Hirse, Milchpulver und Trockenei, Schuhe, Kleidung und vor allem Medikamente waren Reichtümer, die weitergeschenkt werden konnten. Auch Bibeln und Bibelteile in Amerika und deutscher Sprache gedruckt, waren so etwas wie Lebensbrot. Für unsere Greifswalder Landeskirche war es eine besondere Gabe Gottes, dass an der Spitze des Hilfswerks mit Werner Rautenberg eine Persönlichkeit stand, die zu den bedeutenden in der Geschichte unserer Kirche gehört.

Als ihm 1959 während einer Tagung der LS in Züssow von der Med. Fakultät der Ernst-Moritz-Arndt-Universität der Dr. der Theologie ehrenhalber verliehen wird, wird in der Urkunde an 1. Stelle seine diakonische Tätigkeit gewürdigt.

Ich zitiere aus der Verleihungsurkunde:

„Unter dem Rektorat des Professors mit Lehrstuhl für Paläontologie und historische Geologie Doktor der Philosophie Hans Wehrli und dem Dekanat des Professors mit vollem Lehrauftrag für Kirchengeschichte Dr. Ernst Kähler verleiht die Theologische Fakultät der Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald dem Präses der Landessynode, Herrn Doktor der Philosophie Werner Rautenberg in Greifswald, der in rastloser Arbeit die seiner Heimat im Kriege geschlagenen Wunden zu heilen sich müht, der verantwortlich die Neuordnung seiner Lutherischen Heimatkirche mitgestaltet hat, der unermüdlich dazu hilft, die Einheit der Christenheit in aller Welt sichtbar und wirksam werden zu lassen, ehrenhalber die Würde eines Doktors der Theologie und der Heiligen Schrift und gewährt ihm die mit dieser Würde verbundenen Rechte.“

Zu seiner Dankrede sagte Rautenberg unter anderem:

1945 Zusammenbruch – ich musste die Eisenbahn, die mir zu einer zweiten Heimat geworden war, vertauschen mit Schusters Rappen und habe damals teils zu Fuß, teils auf beschwerlichen anderen Reisewegen die ersten Verbindungen zwischen den sich bildenden Kirchenleitungen in Berlin und hier und auch zwischen den Universitäten der beiden Städte hergestellt.“

Liefenhoff als Vizepräsident der Synode:

„Ich habe immer wieder bedauert, was ich meinem Bruder Rautenberg des öfteren gesagt habe, dass wir nicht die herrlichen großen Schuhe noch heute besitzen, mit denen er als ein Apostel der Liebe 1945 anfang, seine Reisen zu Fuß zwischen Pommern und Brandenburg und zwischen Greifswald und Berlin durchzuführen. Allein an diesen unheimlich großen Schuhen könnte man heute demonstrieren, welche Geduld, welcher Fleiß und welche Liebe und welche herzliche Verbundenheit mit den Schwachen und Armen an der Landstraße ihn bewegt hat. Wir Männer der Inneren Mission und des Hilfswerkes wissen, dass er der war, der dort draußen die Herzen der anderen, der Reichen und derer, die um Deutschlands Willen litten, aufgeschlossen hat. Wir sagen von ganzem Herzen Dank, dass die Hohe Theologische Fakultät gerade dieser seiner Tätigkeit am Anfang der Doktorierung gedacht hat.“

Ich habe einen bleibenden Eindruck dieses Mannes erhalten, wenn er auf so mühevollen Wegen von und nach Berlin in Jarmen übernachtete und stets aus seinen Aktentasche Medikamente (Prantoril, Albucid) für die Kranken verteilte.

Ein brüderlicher, charismatischer Mensch hat mit seinem bescheidenen Wesen, von dem manche Anekdoten Zeugnis geben, diese diakonische Aktivität nach 1945 geprägt – kein Manager, keiner, der aus der Verteilung von Gütern Macht gemacht hätte. Er hat seine Ruhestätte auf dem Anstaltsfriedhof in Züssow, nach seinem Willen in einer Reihe mit den Schwachen und Behinderten, nicht am Sonderplatz leitender Brüder. Das unser Verwaltungsgebäude in Züssow seinen Namen trägt, ist mir immer wieder Erinnerung und Ermahnung, von solcher Haushälterschaft zu lernen.

Ich habe diesen 2. Strang diakonischen Handelns nach 1945 an der Persönlichkeit und Wirksamkeit von Präses W. Rautenberg entfaltet, der selbst darauf verweisen würde, wie viele ehrenamtliche Helfer und kirchlicher Mitarbeiter an diesem Werk mitgearbeitet haben. Ich habe dies auch getan, um deutlich zu machen, dass in dieser Person sinnfällig unterschiedliche Dienste der Kirche zu einer Einheit des Auftrages verbunden waren:

- Verkündigung an Kinder
- Diakonie in Gemeinde und Heim
- Kirchliche Ordnung und Verwaltung
- Landeskirche und Ökumene

Dass die Gesamtdiakonie in ihrem Wesen verbunden ist mit allen anderen Lebensäußerungen der Kirche und dass nie zugleich Werk der gesamten Kirche ist – nicht Vereinsangelegenheit frommer Christen. Die Erkenntnis ist eine Frucht der Jahre des Hilfswerkes und der Arbeit seiner Mitarbeiter wie Präses Rautenberg.

5.3. Damit wende ich mich dem 3. Strang diakonischer Aktivitäten in der 1. Phase nach 1945 zu: Der Arbeit in den Heimen und Anstalten der Inneren Mission.

Dies ist von den 3 Strängen eigentlich der älteste Zweig, unter starker persönlicher Wirkung Wicherus im damaligen Pommern reich entfaltet. Auch die Errichtung des Diakonischen Brüderhauses, als eines der ältesten Brüderhäuser, im ehemaligen Stettin – Züllohane, das 1945 eine neue Heimat in Ranzin und 1950 in Züssow gefunden hat, geht auf unmittelbare Anregung Wicherus zurück. Ich nenne diesen Arbeitszweig an letzter Stelle, weil die beiden ersten (Gemeindediakonie und Hilfswerk) die bemerkenswerten neuen Ansätze nach 1945 darstellen.

Die Innere Mission war trotz der drängenden, werbenden Rede Wicherus auf dem Kirchentag in Wittenberg im Jahr 1848 „dass die ev. Kirche....“ eine Sache der Vereine für Innere Mission geblieben, die in Gemeinden Schwesterstationen unterhielten und mit ihren Beiträgen und Spenden Heime, Anstalten und Krankenhäuser errichteten.

Träger und Dienstgruppen waren meist Mütter- und Brüderhäuser. Natürlich gab es enge Verflechtungen mit der Kirche und ihren Institutionen, natürlich waren die Gemeinden das Hinterland dieser Einrichtungen, aber die fehlende organisatorische Einbindung = die Gesamtkirche erwies sich immer wieder als ein Mangel, besonders in kritischen Situationen, als in den 20er Jahren viele Heime und Anstalten in wirtschaftliche Schwierigkeiten gerieten oder als im 3. Reich der Rückhalt und die Verantwortlichkeit der Gesamtkirche im Kampf gegen die Vernichtung sagen: „leben im werten Lebens“ fehlte. Es gibt von diesen Wurzeln der Inneren Mission her bis heute schmerzliche Differenzierungen zwischen der Kirche und ihrer Diakonie.

Dennoch ist die organisatorische und sachliche Einbindung der Heime und Anstalten in die Landeskirche seit 1945 unübersehbar. Ohne die Gemeinden, ohne das Hilfswerk der Kirche und ohne die geistliche und rechtliche Unterstützung der Anstaltsdiakonie durch die Gesamtkirche wäre ihr bemerkenswerter Aufbau nach 1945 nicht möglich gewesen. Nach und nach konnten zweckentfremdete Gebäude wieder als kirchliche Heime genutzt werden:

- Odebrecht Stiftung
- Schwesternheimathaus Stralsund
- Heim in Boock
- Heime in Pasewalk
- Arndtheim in Bergen

Zum Teil haben sie in den Jahren davor eine abenteuerliche Geschichte gehabt.

Dicherow wurde neue Heimat für das Mutterhaus Bethanien.

In Züssow entstanden seit 1950 Altersheime und Pflegeheime, Werkstätten und Versammlungsräume, Brüderhaus. Heimbewohner und Mitarbeiter lebten unter meist sehr primitiven Bedingungen. Wenn die Älteren von ihnen heute davon erzählen, spürt man ihnen etwas an von dem Geist, der sie beseelte und ihnen Kraft gab. Es ist nicht nur verklärte Vergangenheit, sondern es war wirklich gnadenvolle Zeit eines neugeschenkten Anfangs. Die Männer und Frauen jener Aufbaugeneration, selbst unvorbereitet auf eine Herausforderung solcher Dimension der äußeren und inneren Nöte und mit lächerlich geringen materiellen Mitteln ausgestattet, hatten dennoch eine Chance, wie sie manchmal aus Zusammenbrüchen erwächst: Aus geistlichen Kräften etwas Unerwartetes, Unzumutbares zu vollbringen. Nachdem alle eigenen Kräfte und Möglichkeiten zerbrochen und aus der Hand geschlagen waren (mit denen viele auch in der Kirche nach 1933 eine Neuordnung und Neubelebung zu erreichen gehofft hatten), war es eine befreiende Erfahrung, zu erleben, welche Kräfte und Möglichkeiten Gott den zerschlagenen Herzen gibt. Ich denke mir, das war so etwas wie erlebte Rechtfertigungsgnade: Menschen, die eben fragen „sind wir noch brauchbar?“ – erhalten. Die Antwort zu einer großen Aufgabe. Es ist erfahrenes Evangelium: Keine Not und keine Schuld können von dem Geschenk eines Neuanfangs ausschließen. Ich möchte mit diesen Überlegungen ausdrücken, dass es nicht allein die Größe der Not war, die nach 1945 in unserer Kirche von neuem diakonischen Handeln in Gang setzte, sondern vor allem die innere Befreiung und die beglückende Indienstnahme durch Gott für eine große, wesentliche Aufgabe. Dieser Geist hat in der 1. Aufbauphase die Diakonie unserer Kirche bewegt. In Gemeinden, in der Kirche (Hilfswerk) und in Heimen. Dieser Geist hat den Menschen Kräfte gegeben. Es ging dann, wie schon vorher in der Geschichte von Kirche und Diakonie:

Einen – oft spontanen, begeisterten Neuaufbruch, der sich wenig abhängig macht von Ordnung und materiellen Möglichkeiten, sondern getragen ist vom Geist neu erkannter oder neu geschenkter Aufgaben folgt eine Phase der Konsolidierung. Was aus lebendiger Bewegung erwuchs, schafft eigene Erfahrung, eigene Ordnung, gerät in den Kontext anderer Ordnungen. Der Umzug aus der Zeltexistenz in feste Häuser verändert das Bewusstsein, verändert Maßstäbe und Inhalte. Große, viel gewichtigere Beispiele aus der Geschichte des Glaubens sind die Landnahme Israels, die konstantinische Wende – der frühen Kirche, die Verwirklichung der Reformation. Eine solche Entwicklung vollzog sich – so stellt es sich mir jedenfalls dar, nach den etwa 12 – 15 Jahren der Aufbauphase. Ich denke, dass darin Gesetzmäßigkeiten liegen und dass solche unterschiedlich gefüllten Phrasen je ihr Recht und je ihre Bedeutung haben. Man mag hinterher traurig sein über den Verlust an Spontanität und an Handlungsfreiheit, ärgerlich, dass unter Glaube, Hoffnung; Liebe die Ordnung die größte geworden ist, man mag sich bemühen, aus den Quellen und dem Geist jenes Aufbruchs weiter zu leben – die Phase der Konsolidierung fordert ihr Recht.

6. Sie hat – deutlich sichtbar – innerhalb der Geschichte von Diakonie und Innerer Mission nach 1945 Ende der 50er Jahre eingesetzt. (Übrigens war das keine Eigenentwicklung in unserer Landeskirche, sondern immer mehr ging die Diakonie aller Landeskirchen und Freikirchen in der DDR ihren Weg gemeinsam – das ist selbst ein Merkmal der Konsolidierung.)

6.1. Äußeres Zeichen ist das neue Diakoniesgesetz für unsere Landeskirche (das zwar erst 1969 von der ... beschlossen wurde, aber in den Jahren davor seine inhaltliche Ausprägung erfuhr.). Es ordnet einerseits das Verhältnis von Kirche und Diakonie fügt andererseits die vorher selbständigen Organisationen von Innerer Mission und Hilfswerk und die eigengewachsene gemeindliche Diakonie zu dem Diakonischen Werk der Greifswalder Landeskirche zusammen. Unter den 3 Strängen diakonischen Handelns hatte es offenbar nie Konkurrenz oder Gegensätze gegeben, auch personell waren die leitenden Gremien eng untereinander verflochten. So war eine Zusammenfassung aller diakonischen Aktivitäten nur sachgemäß. Weshalb aber ein besonderes Diakonie-Gesetz? Weshalb würde die Diakonie nicht ein Dezernat im Komisterium wie Katechetik, Kirchenmusik, Bauabt. Landwirtschaft in allen Landeskirchen so, einzige Ausnahme Thüringen, Ausbildung? Ich weiß darauf im Augenblick keine klare, begründete Antwort. Jedenfalls ist die Tatsache eines eigenen Diakonischen Werkes ein Signal, ein Hinweis. Einerseits auf das Gewicht der Eigenständigkeit der Inneren Mission seit dem vergangenen Jahrhundert, die Wicherus eigentlich nicht gewollt hat, über die Kirche und Diakonie offenbar schwer hinwegkommen, bestenfalls durch Verzahnung von Gremien, andererseits auf eine Verlagerung des Schwerpunkts innerhalb der Aufgaben der Kirche. Nachdem die größten menschlichen und natürlichen Nöte überwunden waren, stand die Kirche vor den gierigen geistlichen und strukturellen Problemen der Sählorissorganisation. Die kleinen Zahlen und der kleine Unit der Christen verlangten alle Kräfte der Kirche, so dass es ihr nicht schwer fiel, die diakonische Arbeit – zwar nicht ganz, aber ein Stück weit von sich weg zu delegieren. Es wäre falsch und ungerecht, die Entwicklung so darzustellen, als ob Kirche und Diakonie ja für sich getrennte Arbeitsbereiche geworden wären – und jeder leitende Mensch in Kirche und Diakonie weiß überzeugende und theologisch fundierte Sätze über die Wesenseinheit von Diakonie und Verkündigung zu sagen – aber man mag sich auch über die Auswirkung von Strukturen und Ordnungen auf das Zusammenleben und arbeiten nicht täuschen. Oft spürbar in Empfindlichkeiten und Prestige oder Kompetenzfragen. Es bedarf immer wieder guten Willens und guten Erlebens, damit die Erfahrungen und Erkenntnisse des gemeinsamen Auftrages nicht unter den unterschiedlichen Aufgaben und Möglichkeiten verschüttet werden.

Für das Diakonische Werk bedeutete dies Kirchengesetz und die Entwicklung dahin eindeutig eine Konsolidierung, zumal gleichzeitig auch die strukturelle Gestalt der Diakonie aller Landeskirchen und Freikirchen geordnet wurde. Während die Kirchen bis heute auf dem Weg zur Bund- oder Kirchwerdung stolpern, gab es seit den Zeiten der Inneren Mission den Zentralausschuss Innerer Mission mit seinen Landesauschüssen, also eine bewachte Organisationsform,

die ausgebaut und modifiziert werden konnte. Das ermöglicht – im Unterschied zu den oft schwerfälligen Denk- und Entwicklungsprozessen unter den Kirchen und der Diakonie einheitliches, abgestimmtes und flexibles Handeln.

6.2. Zu dieser Phase der Konsolidierung gehört auch, dass viele Heime und Anstalten ihre neue Rechtsgestalt erhielten. Alte überholte Satzungen mussten überarbeitet werden, Kuratorien gebildet, Grundstücksangelegenheiten aufgeklärt werden, nach dem Krieg und Nachkriegszeit manche Unordnung und Rechtsunsicherheit geschaffen hatten.

6.3. Ein bedeutungsvoller Beitrag zur Konsolidierung der diakonischen Arbeit war die Entwicklung von vielfältigen Vereinbarungen zwischen Kirche/Diakonie und Gesundheitswesen/FDGB-Bundesvorstand über Vergütungs- und Ausbildungsangelegenheiten. In ihnen kommt zum Ausdruck, wie durch den überzeugenden Einsatz der kirchlichen Diakonie und durch eine sachbetonte Kooperation bei der Überwindung bedrängende Notstände eine Atmosphäre entstanden war, in der bei Anerkennung der Eigenständigkeit unserer Arbeit ein geregelteres Verhältnis zwischen Diakonie und staatlichem Gesundheitswesen möglich war. Natürlich partizipiert die Diakonie immer am allgemeinen Verhältnis von Staat und Kirche. In einer besonders angespannten innenpolitischen Phase 1952/1953 bedeutete das für eine Reihe diakonischer Einrichtungen massive Eingriffe (Beschlagnahme der Neunst. Anstalten und der Pfeffersch. Stiftungen in Magdeburg), in unserer Landeskirche gab es solche Gewaltmaßnahmen nicht, allerdings auch vielfältige Belastungen, Unsicherheiten und Verwirrung. Diese waren aber nach der Proklamierung des neuen Kurses. Juni 1953 für den Bereich der Diakonie bald beheben. Seitdem ist das Prinzip der Trennung von Staat und Kirche voll durchgehalten. Und unterhalb von ideologischen Grundsatzdiskussionen und –entscheidungen hat sich ein Geflecht wirksamer kooperativer Beziehungen bei der medizin. Und sozialen Versorgung und Betreuung der Bevölkerung entwickelt. Aus Anlaß eines Bereiches des Ministers für Gesundheitswesen Prof. Dr. Mockleräger und des Staatssekr. Für Kirchenfragen, Klaus Gysi im Paul Gerhardt Stift in Wittenberg am 18. April 1983 sagte der Staatssekretär: Es gibt 2 besonders wichtige Daten, an denen dieses Zusammenwirken bei grundsätzlicher Eigenständigkeit ablesbar ist: das eine ist der Abschluss eines Vergütungsabkommens am 19.12.1969, das andere eine Vereinbarung über die Ausbildung mittlerer medizinischer Kräfte vom 2.6.1975.

6.3.1. Das Abkommen mit seinen inzwischen 15 Nachträgen regelt 2 Dinge:

1. Die Mitarbeiter in den diakonischen Einrichtungen werden vergütet entsprechend den staatlichen Tarifen. Das gilt nicht für Pastoren, Diakonissen, Gemeindegewestern und Mitarbeiter in den leitenden Dienststellen der Diakonie sowie in den Erhaltungsheimen. Dagegen erhalten Schwestern, Ärzte, Verwaltungs- und Wirtschaftspersonal Löhne und Gehälter in der Höhe wie in staatlichen Einrichtungen.

2. Die Leistungen der konfessionellen Einrichtungen werden vertraglich vereinbart und die Kosten, die dabei entstehen, durch das staatliche Gesundheitswesen voll erstattet. Ein Bürger der DDR hat den gleichen Anspruch auf Betreuung und Versorgung in einem staatlichen wie in einem konfessionellem Heim. Unterkunft, Pflege, Verpflegung, kulturelle Betreuung usw. werden vom Staat getragen und den diakonischen Einrichtungen nachträglich erstattet in form von Pflegekosten. Es sind dies keine Zuschüsse oder Unterstützungen, sondern Kostenerstattungen für vereinbarte Leistungen.

Für die Diakonie bedeutete dies Abkommen, dass sie nun mit festen, kalkulierbaren Einnahmen rechnen kann, die den größten Teil der entstehenden Kosten auffangen (mit Ausnahme von Generalinst. Und Investitionen) jedoch Reparaturen und Abschreibungen eingeschlossen und dass die diakonischen Mitarbeiter nicht schlechter vergütet werden als im staatlichen Krankenhaus oder Heim nebenan. Dass hier aber nicht nur ökumenische Dinge zur Debatte standen, mag der aufmerksame Betrachter aus dem folgenden Zitat entnehmen:

Der Direktor des Gesamtwerkes IMHW-Berlin, OMR Dr. Petzold führte in seinem Jahresbericht 1978 im Rückblick auf die 10-jährige Gültigkeit des Abkommens aus: „Auf beiden Seiten war im Jahr 1967 eine Grundsatzentscheidung gefällt worden. Staatlicherseits wurde durch die mit dem abkommen verkündete Zahlung kostendeckender Pflegesätze bekräftigt. Es besteht ein gesellschaftliches Interesse am Dienst voll funktionstüchtiger evangelischer Krankenhäuser, Anstalten und Heimen. Kirchlicherseits wurde durch die Leitungen der Gliedkirchen und der Freikirchen bekräftigt: der Umfang und die Qualität der Arbeit der Diakonie sollen größer sein als es unsere eigenen ökumenischen Möglichkeiten gewährleisten können.“

Keiner der die Menschen wirklich liebt, die auf die in unserem Bereich zur Verfügung stehenden Betten warten, kann sich heute wünschen, dass es anders sein sollte. Keiner, der begriffen hat, welche missionarischen Chancen diese am weitesten institutionelle in der Gesellschaft hineinreichenden Dienste der Kirche haben, kann sich heute wünschen, dass es anders sein sollte“

Dem kann ich als einer, der die finanziellen Möglichkeiten von Kirche und Diakonie – unserer Greifswalder Landeskirche ein wenig kennt, nur zustimmen. Dennoch wird die Tatsache des Abkommens immer ein Anstoß bleiben zur Überlegung über Maßstäbe und spezifischer Auftrag kirchlicher Diakonie. Ich werde am Ende des Referats bei den Problemanzeigen noch einmal darauf zurück kommen. Vordergründig ist daneben die Tatsache, dass es für kirchliche Mitarbeiter zwei recht verschiedene Tarife (Abkommen und kirchliche Vergütungsordnung) gibt, immer wieder einmal Ausgangspunkt für Spannungen oder Konflikte.

Zugleich wird deutlich, dass das Abkommen mit seinen Nachträgen nicht allein im Wortlaut mit den staatlichen Tarifverträgen übereinstimmt, sondern natürlicherweise auch viele Kriterien (z. B. Einstufungsvoraussetzungen oder Stellenbeschreibungen) aus dem staatlichen Bereich übernimmt.

Es kommt vor, dass unsere kirchlichen Berufsbilder durch das Raster des Abkommens fallen, wenn es dort kein vergleichbares Berufsbild gibt (wie z. B. im Augenblick im Bereich Heilerziehungspfleger oder Geriatriepfleger, die eigentlich als angelernte Kräfte eingestuft werden müssen, obwohl sie hochqualifizierte Fachkräfte sind). Das mag bei alles grundsätzlichen Zustimmung zum Geist des Abkommens auch die Problematik kennzeichnen. Der Bereich der diakonischen Ausbildung wurde eben bereits gestreift, mit ihm hat das andere Datum zu tun, die „Vereinbarung über die Ausbildung mittlerer medizinischer Kräfte“ vom 2.6.1975. Kirche und Diakonie hatten schon seit dem vergangenen Jahrhundert eigene Ausbildungen, zum Teil staatl. Anerkannt, zum Teil ohne staatliche Anerkennung. Besonders profiliert und staatl. anerkannt war immer die Krankenpflegeausbildung der Kirche. Als das staatliche Gesundheitswesen 1973 seine Ausbildung veränderte war die Frage, wo die kirchlichen Schwestern- und Pflegeausbildung ihren Platz haben würde. Eine Ausbildung neben der staatlichen konnte in diesem Bereich nicht akzeptiert werden, auf der anderen Seite wollte man auf des Potential kirchl. Krankenpflegerschulen nicht verzichten. Es gelang ein Modell zu erarbeiten, in dem in den konfessionellen Krankenhäusern als Fernstudium an einer medizinischen Fachschule kirchl. Schwestern und Pfleger ausgebildet werden, die an der medizinischen Fachschule einen Teil des Unterrichts absolvierten und dort die Abschlussprüfung ablegen.

Ob dies Modell in irgendeiner Form auf die Heilerziehungspfleger oder Geriatrie übertragbar sein wird, wenn es im staatl. Gesundheitswesen entsprechende Berufsbilder mit erforderlicher Berufserlaubnis geben wird, muss abgewartet werden. Jedenfalls zeigen diese Beispiele, dass es möglich war, auch komplizierte Probleme zu lösen. Dazu hat – ich deutete es weiter oben schon an – die fachliche Wertschätzung und Anerkennung der diakonischen Arbeit überall in unserer Gesellschaft beigetragen. Die Konsolidierung ist nicht nur einer äußere, materielle gewesen, sondern vorauslaufend war es die fachliche Profilierung von Arbeitskonzepten und Ausbildungen, die einen wichtigen Beitrag leistete.

In vielen Arbeitsfeldern ist die Diakonie vorausgegangen:

- Tagesstätten für geistig behinderte Kinder und Jugendliche, oft zunächst an kirchliche Kindergärten angebunden
- Kirchliche Elternarbeit für Familien mit geistig oder körperlich behinderten Kindern
- Erholungsfreizeiten mit behinderten Menschen, in unserer Landeskirche früh die Heime für diese komplizierten Anforderungen geöffnet.

Besonders ausgeprägt geschah die Profilierung im Bereich der Arbeit mit geistig behinderten Menschen. Die kirchl. Ausbildung betrat Neuland, erst jetzt wird der staatl. Rehapädagoge installiert. Die Heime für geistig behinderte Kinder, Jugendliche und Erwachsene wurden in den letzten 15 Jahren völlig neu konzipiert.

Zunächst war ja die wesentliche Aufgabe gewesen, die primitivsten Voraussetzungen für die Unterbringung und Versorgung zu schaffen. Aber bald wurde deutlich, dass es über den psycho-sozialen Grundbedürfnisse für ein glückliches Leben (Nahrung, Kleidung, Unterkunft) noch andere Lebenswerte gibt, auch für den geistig behinderten Menschen. Unter dem Stichwort der „Normalisierung“ hat ein tiefgreifender Umdenkungsprozess begonnen und stattgehabt. Lebenswürde und Selbständigkeit in einem Maße, wie der behinderte Mensch sie verwirklichen kann und wie sie normalen Bedingungen entspricht ist der Grundsatz unserer diakonischen Arbeit geworden. Er setzt sich um in einer Fülle von alltäglichen Handlungen, Entscheidungen und Haltungen. Oft lassen sich die äußeren Voraussetzungen (etwa die Wohnbedingungen) bei aller Schwierigkeit noch am leichtesten verändern. Ich habe in den 10 Jahren, die ich selbst in der Diakonie mitarbeite, erlebt, wie die gegebenen 10 – 14 – 16 – Mann Säle gewichen sind. In Züssow und in Ducherow konnten mit Hilfe des Diakonischen Werkes der EkiD und der Spenden aus den Gemeinden schöne Wohnheime für geistig behinderte Männer und Frauen neu gebaut werden, in Bergen ist das zur Zeit der Fall, bald wird es nur noch 2-3 und 4 Bettenzimmer geben. Und damit ist dann auch die Voraussetzung und Forderung von Erziehung zur Selbständigkeit und Entscheidungsfähigkeit geschaffen. Der behinderte Mensch hat einen Anspruch, körperlich, geistig und sozial gefördert zu werden. Trotz vieler guter Ansätze gibt es noch großen Aufholebedarf, die geistigen Voraussetzungen und Bereitschaft nicht bei allen, auch in unserer Gesellschaft, und in den Nordbezirken unseres Landes besonders (z. B. was geschützte Wohnheime, geschützte Arbeitsplätze usw. betrifft). Vor den Fragen und Problemen der Partnerschaft behinderter Menschen stehen wir völlig hilflos, weil wir die entsprechenden Wohnbedingungen zur Zeit überhaupt nicht schaffen können. Zu den letzten 10 Jahren konnte wenigstens im Arbeitsbereich eine spürbare Verbesserung erzielt werden. Bei uns in Züssow sind alle geistig behinderten Heimbewohner, die dazu in der Lage sind, das heißt fast alle, arbeitstherapeutisch eingesetzt, Ducherow will diesen Bereich gerade aufbauen. Ich verstehe das Konzept der „Normalisierung“, das zunächst in Dänemark entwickelt und realisiert wurde, als den Gegenpol zur Ideologie des „lebens unwerten Lebens“. Auch die Innere Mission Pommern war davon schwer betroffen: Kückenmühl 1500 abtransportiert und umgebracht. An diesem Verbrechen des 3. Reiches tragen wir bis heute. Ich darf dies auch auf unser Territorium beziehen. Zu den Krüppelanstalten Bethesda – Stettin gab es in den 20er Jahren mustergültige Werkstätten und Ausbildungsplätze für körperlich behinderte Menschen, gab es das Bemühen, dass jeder Behinderte soviel zu Lebensunterhalt und Selbständigkeit lernen und beitragen sollte wie nur irgend möglich – wie lange brauchen wir, daran wieder anzuknüpfen bzw. diesen Standard zu erreichen. Wie viel ist aus Gedanken und Herzen auszuräumen. Wer einmal eine Weihnachtsfeier mit geistig behinderten Menschen oder ein fröhliches Fest erlebt hat, wird dadurch berührt und bewegt sein und die Würde der schwachen Menschen trotz ihrer Behinderung und Begrenztheit achten.

Eine vergleichbar umorientierende Entwicklung ist im geriatrischen Bereich im Gange. Sie geht wesentlich mühsamer voran. Ihr Ziel heißt Rehabilitation und Aktivität alternder Menschen. Die innere Einstellung von Mitarbeiter und Heimbewohnern selbst zum Altern ist oft so fixiert, dass eine Mobilisierung der Gedanken viele Kräfte erfordert. In Züssow besteht seit über 10 Jahren die einzige geriatrische Ausbildung mit Fachschulniveau in der DDR, nicht nur für Diakonieschüler, sondern auch für andere Interessenten. Auch die kleineren Therapie- und Pflegeheime in unserer Landeskirche stellen sich auf die Erfordernisse moderner Altenarbeit ein, für die Mitarbeiter sind regelmäßige Weiterbildungsveranstaltungen eingerichtet. Wenigstens erwähnen möchte ich, dass noch weitere diakonische Ausbildungen in unserer Landeskirche in den zurückliegenden Jahren ihr Profil gewonnen haben. Stralsund und Ducherow mit der Möglichkeit der Delegation in FS und FA – Ausbildungen und das Seminar für Kirchliche Diakonie in Greifswald für Kinder und Gemeindediakonium, Verwaltung und Wirtschaft.

6.5. Ökumenische Diakonie!!

Zum Abschluss dieses 2. Entwicklungsabschnittes der Diakonie unserer Landeskirche, die sich die Phase der Konsolidierung und Profilierung nannte, möchte ich etwas über die offene diakonische Arbeit in Gemeinden und Kirchenkreisen sagen. Es gibt 5 evangelische Kindergärten, 11 Gemeindeschwestern arbeiten in Städten oder Regionen und 4 Mitarbeiter im fürsorgerischem Dienst. Es muss aber über diese statistischen Angaben hinaus etwas über die Tendenzen dieser Arbeit gesagt werden. Dieser Sektor der kirchlichen Diakonie hat es bei uns am schwersten gehabt, die offene Arbeit ist auch im Vergleich zu anderen Landeskirchen bei uns erst langsam zum Zuge gekommen. Mit sehr viel Einsatz des Diakonischen Werkes der fürsorgerischen Mitarbeiter sind in den letzten Jahren regelmäßig Treffen körperlichbehinderter Menschen, Familien mit geistig behinderten Kindern und Jugendlichen und Rüstzeiten eingerichtet worden. Man kann die Bedeutung auch der kleinsten Schritte und Unternehmungen für die oft isolierten (auch selbstisolierten!) Menschen gar nicht hoch genug einschätzen. Wir haben als Anstalt ein wenig Unterstützung geben können durch die Möglichkeit, bei uns große Treffen zum Tag der Diakonie zu veranstalten, die alle Beteiligten froh gemacht und ermutigt haben. Ein großes Arbeitsfeld ist die AGAS geworden. Trotz eines kaum zu bewältigenden Einsatzes der 3 Mitarbeiter in Hausbesuchen, Behördengesprächen, Rüstzeiten und Treffen muss viel liegen bleiben, zumal es bei uns noch kein Zentrum für Therapie und Rehabilitation der alkoholabhängigen Menschen gibt.

7. Schluss

Ich bin – ausgehend von der Stunde „Null“ im April 1945, zurückblickend auf die noch davor liegende Geschichte der Inneren Mission in der ehemaligen pommerschen Landeskirche – in der Gegenwart mit ihren Aufgaben und Herausforderungen angekommen. Sie sind andere als die nach Kriegsende. Sie sind nicht leichter zu bewältigen. Weil es heut mir zum Teil um die Bewältigung materieller Not geht (etwas wenn ein alter Mensch plötzlich pflegebedürftig wird oder den Menschen verliert,

der ihn bisher versorgte und nun sofort einen Heimplatz benötigt – hohe Anmeldezeiten! Viele Lebensprobleme sind heute immer zugleich psychische, seelische Grundschädigungen der Menschen. Sie erfordern mehr Einsatz, mehr Zuwendung, mehr Begleitung als sie einfach mit einer Heimaufnahme erledigt werden könnten. Sowohl im Heim als auch vor dem Heim geht es um einen ganzheitlichen Einsatz für den behinderten, schwachen, gefährdeten Menschen. Ich bin ziemlich sicher, dass der Schwerpunkt diakonischen Handelns der Kirche = der Zukunft in der Gemeinde liegen wird. Anstalten und Heime sind eine Notwendigkeit, eine Auffangstelle für Nöte, die in Familie und Gemeinde nicht zu bewältigen sind. Sie werden sich auf diese speziellen Aufgaben einstellen müssen, z. B. in unserem Territorium auf die Schaffung von Plätzen für rollstuhlgebundene Menschen, die sonst nur in einem Alterspflegeheim oder psychiatrischem Heim Aufnahme finden können. Oder indem in den Heimen Betten bereit gehalten werden für eine zeitweise Aufnahme, damit Angehörige einmal Urlaub machen und von der Pflege entlastet werden. Die Gemeinédiakonie, die gegen Ende der Aufbauphase der Diakonie in unserer Landeskirche im Vergleich zur Anstaltsdiakonie ins Hintertreffen geriet, ist unsere Hauptaufgabe. Hierfür müssen wir Menschen ausbilden und als Mitarbeiter gewinnen und die materiellen Voraussetzungen (Stellenplan, Wohnraum) systematisch schaffen. Die Kosten dieser stark seelsorgerlich ausgerichteten Arbeit wird uns niemand erstatten, aber die Gemeinden sind, wie die Erfahrung zeigt, bereit, sich diesem Dienst an Leib und Seele etwas kosten zu lassen. Zu den Institutionen „Kirche“ und „Diakonie“ haben wir einen Lern- und Erprobungsprozess vor uns. Es ist keine Spezialarbeit, die wir nun auch noch einrichten müssten, sondern es ist die Verkündigung des Evangeliums mit Herzen, Mund und Händen, in einer Zeit, in der Worte allein nicht mehr abgenommen werden. Wir tragen der Bezeichnung unseres diakonischen Werkes immer noch aus der Vergangenheit den Namen „Innere Mission“. Er erinnert und ermahnt uns daran, dass es im diakonischen Handeln der Kirche nicht um einige Krankheitsbilder oder um eine aktuelle Notlage geht, sondern um den einzelnen Menschen, der in der Gemeinde seinen Platz hat, in der brüderlichen Gemeinschaft aufgenommen wird mit seinen Behinderungen, Krankheiten, Nöten und Problemen und so in einer Gemeinschaft der Hoffenden, Geduldigen und auch in den Tiefen. Dass die Gemeinde Heimat für innerlich und äußerlich Heimatlose werden kann, die ein Abbild ewiger Heimat ist. Diese Erkenntnis gehört zu dem schönsten und reichsten Erfahrungen, die wir aus schweren Zeiten in der Vergangenheit mitnehmen in die zukünftigen Aufgaben unserer Kirche.

Haben Sie Dank für Ihr Zuhören und Mitdenken.